

## **27. Dessauer Theaterpredigt zum Schauspiel "Midnight Movie" von Eve Leigh**

### **"Lebendig im Labyrinth"**

**Predigt: Pfarrer Lüder Laskowski, Leipzig**

**18.09.2022 | 14.30 Uhr**

**Kirche St. Johannis, Dessau-Roßlau**

Liebe Theatergemeinde,

die Stadt weitet sich an diesem Abend. Auf der Magistrale schieben sich Autos und Straßenbahnen hin und her. Die Bänke auf dem Platz haben junge Leute in Besitz genommen. Dazwischen zwei selbstzufrieden in die Welt blickende Biertrinker. Unklar dieser Stadtraum, wie er ausfasert in Grünflächen und einzeln stehende große Häuser. Menschen eilen ins Alte Theater. Wie in einen Trichter saugt sie ein kleines Foyer ein. Werden dann gebeten wie geschoben in einen schwarzen Raum, nur wenige Meter im Rechteck. Der Raum ist spärlich beleuchtet. Rundum wird er begrenzt durch dicke gummiartige Plastikplanen von ganz unten bis ganz oben.

Aus der Weite der Stadt hinein in diesen engen Plastik-Theaterkasten. In diese Blackbox. Was sie enthalten wird, wissen die die gekommen sind nicht. Aus dem Hellen ins Dunkle. Aus der Weite in die Enge. Die Zuschauer brauchen eine Weile, um sich daran zu gewöhnen. Sie rücken Bänke, Stühle und Hocker, die überall im Raum stehen. Sie müssen sich erst einrichten. Jeder für sich, damit der Abstand zum Nachbarn, zur Nachbarin stimmt. Denn er oder sie sitzt auf jeden Fall sehr nahe. Hier stellt sich die Frage nach der Zuordnung von Körper und Raum zum ersten Mal. Wo gehöre ich hin? Wo will ich hin? Wen kann ich an meiner Seite ertragen oder wen möchte ich sogar in meiner Nähe haben? Wohin mit dem Knie, was ist mit der Berührung des Ellenbogen, die unvermeidlich ist, wenn ich so sitzen bleibe. Dazu Corona. Ich atme hier die Luft der anderen.

Unklar auch die Spielfläche. Wo soll denn das Stück inszeniert werden? Wohin mit der oder den Schauspielerinnen? Es gäbe doch nur den schmalen Weg in der Mitte dafür. Eine Dame, die am Einlass steht, weißt darauf hin, dass hier und da Platz bleiben müsse. Hinter mir, vor mir, neben mir. Wie bekomme ich Abstand, wenn mir das, was auf mich zukommt, zu nahe geht, wenn es übergriffig wird und eindringt in meine Sphäre, in den Schutzraum, den ich brauche, besser, den mein Ich braucht. Wo ist der Notausgang?

Die physische Nähe steigert sich, als das Licht verlischt. In diese Blackbox bin ich nun hineingekrochen, sitze da und komme nicht raus. Die Plastikplanen knarzen. Da ist der Raum, der mir zur Verfügung steht und kein halber Quadratmeter mehr. Der Kasten beginnt zu leben. Auf einer Seite huschen Buchstaben über die Wand, geführt von einem stoisch blinkenden Cursor. Herzschläge pulsen regelmäßig, unregelmäßig. Tastenanschläge klickern hastig, zögernd. Herzschläge und Anschläge spucken gemeinsam Buchstabenreihen aus. Eine Stimme setzt ein. Aus der Mitte der Zuschauer erhebt sich eine junge Frau. Sie sagt nach, was die Buchstaben lesen lassen. Oder sie spricht vor, was die Buchstaben nachzeichnen. Das Mikrofon sehr nahe am Mund. Ihre Stimme intim. Die Gedanken träufeln über die Leinwand und ins Gehirn. Assoziationen, Bilder, Abstraktionen. Mit ihr tauche ich ein in die unendlichen Weiten ihres Kopfkinos. Im virtuellen, im erinnerten, im erträumten Raum ihres Bewusstseins. Und weiß ab dann kaum noch, wo ich mich selbst gerade befinde.

Bald steht eine zweite Frau auf. In ähnlichem Alter, aber ganz anders als die erste, in Gestalt und Bewegungen, in Stimme und Kleidung. Aber nein, nicht in Kleidung. Die beiden sind verbunden. Accessoires springen neongelb ins Auge. Die eine hat einen Schal, die andere hohe elegant geformte Pumps. Beide leuchten grell. Die eine erzählt, die andere folgt. Die eine ist da. Die andere tut und sagt, was Erstere erinnert. Auch was sie verloren hat, was sie vermisst, was sie hofft.

„Berühr mich.“ „Ich brauche Kraft.“ Videos flimmern im Kopfkino zwischen Idyll und Apokalypse. Von der indischen Göttin Yama, die das Wasser hält. Vom indischen Fluss Yamuna, der als der schmutzigste der Welt gilt. Wasser plätschert. Chatfenster gehen auf. Nachrichten gehen ein. Nachrichten gehen hinaus. Das sie begleitende Geräusch des Computers wird zum Ping. Wie das Echolot eines U-Bootes, welches tief unten im Ozean seinen Weg sucht. Ins Unendliche verklingt dieses Ping ohne Echo. Die Frauen bewegen sich im Raum. Sie erzählen ihre Geschichte, sie wenden sich einzelnen Zuschauern zu. Es knistert. Mein Rücken kribbelt. Steht sie bald vor mir? Alle sehen mich dann an. Kommt sie mir nahe, zu nahe? Ich komme hier nicht weg. Die Zuschauer sind drin in dem nun beginnenden Reigen und Ringen um Körper und Raum, um Körper und Ort. Die virtuelle Welt schwimmt mit der realen. „Auf der Bühne ist ein Meer. Die Gefahr zu ertrinken ist real.“ sagt die Frau.

4.32 Uhr. Das Spiel wird todernst. Über die Plastikplanenwand klickern wieder Buchstaben. Sie leuchten, wie damals das Menetekel. Hier ein Mann. Damals Gott. Oder anders herum. Ein Mann, der Gott spielt. Wenige Worte. Berührung in wenigen Zeichen. Er zieht sie. Er droht und umschmeichelt. Blue Whale. Blauwal. Ein Internetphänomen vor einigen Jahren. Ein Fremder gibt jungen Frauen Aufgaben, fünfzig am Ende, jeden Tag eine. Sich ritzen. Horrorfilme sehen. Auf Dächer steigen. Wale malen. Am Ende springen. Fallen. Zerschellen. Wir erleben den Versuch eines Missbrauchs und können nichts tun. Es ist für mich der Tiefpunkt des Abends. Für mich ist das der Augenblick, in dem ich selbst anfangen zu schwimmen. Mich aus dem Strudel befreien will, in dem mich der Raum, die Inszenierung, die Spielerinnen, der Text gezogen haben. Es ist der Moment, an dem ich mich entscheiden muss, ob ich noch weiter einsteige, noch weiter mitgehe. Oder ob ich aussteige, Abstand gewinne.

Komm doch zu mir engel der schlafenden  
ich trete die mühle der alten sorgen  
meine hände sind ruhelos  
die glieder verknotet und ungelöst  
meine gedanken klappern das unglück ab

Komm doch zu mir engel der schlafenden  
in dieser stunde liegen die gefolterten wach  
kühl ihre wunden streck die verrenkten glieder  
lieber stummer engel der schlafenden

Meine gedanken sind in den befreiten gebieten  
el salvadors die sie jetzt mit napalm behandeln  
meine ängste kreisen um mein krankes kind

Engel der schlafenden ich ruf dich seit stunden  
leg deine dunkle decke über meine verwachten augen  
komm doch zu mir

Und grüß den anderen engel  
deinen dunklen bruder

Der dunkle Bruder, der Tod. „Nachts um vier“. Ein Gedichte der Theologin Dorothee Sölle aus den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts. Es ist nicht neu, was wir erleben. Die Technologie ist neu. Der Sog ist stärker. Unsere Sinne werden anders beansprucht. Träume wie Albträume sind realer. Aber wir sind Menschen wie immer schon. Und wir können unseren Standort bestimmen. Aus christlicher Perspektive: wir können unseren Standort bestimmen, weil er schon bestimmt wurde. „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin.“ (1. Kor 13,12) So sagt es Paulus.

Letztlich tauchen wir ja in jedem Gottesdienst ein in einen virtuellen Raum. So sind diese Tempel gebaut, in denen wir zusammensitzen und uns ansprechen lassen aus dem Unbestimmten und

Unbestimmbaren. Reale Körper, reale Erinnerungen, reale Träume und Albträume. Vor dem Horizont einer Vorstellung, berührt vom Unsagbaren. Der Dramaturg stellt im Programm zum Stück die Frage an den virtuellen Raum: „Ein Ausweg oder eine Ersatzwelt?“ Die Frage kann in genau dieser Weise auch an den Glauben gestellt werden. Ausweg oder Ersatzwelt?

Ist die Suche im Netz nicht vielleicht auch die Suche nach Transzendenz? Auf jeden Fall nach Erlösung! Getrieben von der Sehnsucht, frei gesprochen zu werden. Aber was ist das Netz? „Es“ ist und „es“ wirkt. Außerhalb der eigenen Möglichkeiten gibt es eine Welt, über die wir nicht bestimmen und die wir nicht überblicken. Mich erinnern die Debatten um das Netz an die um das Gottesbild: der grausame „Überwachergott“, der liebende „Zustimmungsgott“, der fordernde „Moralgott“.

Der Soziologe Hartmut Rosa sagt: „Etwas ist da, etwas ist gegenwärtig“: Das ist die Grundform aller Weltbeziehung. Im Hinblick auf Religion führt er den Gedanken weiter, das dieses „etwas“, ein Antwortendes, ein Entgegenkommendes, ein Verstehendes ist. „Gott ist dann im Grund die Vorstellung einer antwortenden Welt.“ Und das ist eingangs auch der Versuchsaufbau des Stückes. Die junge Frau sehnt sich nach der antwortenden Welt. Aber die virtuelle Welt antwortet mit Horror, mit Schmerz, mit Enttäuschungen und Missbrauch. Hier wird sie nicht finden, was sie sucht.

Offenbar stimmt etwas nicht mit der Vorstellung, durch die Antwort gerettet werden zu können. Die Rettung kann nicht in der Antwort liegen, sie muss sich schon *vor* dem Ruf aus Schmerz und Leid ereignet haben. Die Antwort gibt der Mensch, nicht Gott. Wenn ich mich nun dem Weg widme, den für mich Stück und Inszenierung nach dem Tiefpunkt des versuchten Missbrauchs gegangen sind, setze ich darum anders ein. Ich beginne nicht mit dem, was im Theater geschah. Ich blicke zuerst auf die Antwort im Glauben.

Der Theologe Jürgen Moltmann hat die Abhängigkeit von der Wirklichkeit ganz im Sinne christlicher Glaubenserfahrung umgedreht. In der Gottesebenbildlichkeit des Menschen liegt die Würde des Menschen, die nicht in endlichen Dingen und Verhältnissen und seiner eigenen Wirklichkeit aufgehen kann. Das Elend des Menschen aber ist es, dass er bei Vergessen dieses transzendenten Hintergrundes „von den endlichen Dingen Unendliches und von irdischen und menschlichen Verhältnissen Göttliches erwarten oder befürchten muß“.

Das wären Kriterien, wenn wir den virtuellen Raum des Internets aus theologischer Perspektive interpretieren. Findet die junge Frau aus ihrer Not hier einen Ausweg? Und das bedeutet: Findet sie Zugang zu der Erfahrung: ich bin gewollt. Es gibt immer eine unaufhebbare Distanz zwischen dem Urbild und dem Abbild. In der Ähnlichkeit ist immer eine Unähnlichkeit. Darum wird der Mittelpunkt im Glauben grundsätzlich verschoben. Am Anfang ist die Freiheit, die alle Unfreiheit in sich einschließt. Am Anfang ist die Liebe, die allen Hass in sich schließt. Gott ist nicht Antwort, sondern er spricht das erste Wort. Damit verändert sich das ganze Gefüge, in dem der Mensch steht. Thomas von Aquin kann sagen, dass „der Mensch von Natur aus frei ist und um seiner selbst willen existiert“. Wir können uns retten, weil wir gerettet sind.

Die junge Frau entzieht sich, widersteht, indem sie das, was ihr geschieht wieder unterscheidet von sich selbst. Sie stellt schützend Avatare vor sich. Baut im Raum dazwischen Entwürfe von sich auf. Wirft Erinnerungen zwischen sich und die Welt im Cyberspace. Schafft einen Abstand. Sie misstraut den Antworten in jener virtuellen Welt, weil sie in ihrer realen erlebt, wie ihr Spielraum immer kleiner wird. Hier hat sie Schmerzen. Es scheint eine Krankheit, die fortschreitet, die sie mehr und mehr behindert. „Körper am falschen Ort.“ „Falsche Orte für Körper.“ Auch dort in dem unendlichen Raum, der sich hinter der flackernden Scheibe des Computerbildschirms auftut. Und: „Wie kann man also rebellieren, wenn der eigene Körper rebelliert?“ Der Geistertanz geht weiter. Ihre Fragen bleiben die gleichen. Aber ich mache mir weniger Sorgen um sie.

Text und Inszenierung sind gnädig. Sie lassen zum Ende hin wieder Abstand zu. Weil Text und Inszenierung das auch der jungen Frau ermöglichen. Midnight Movie. Mitternachtskino. Zeit für die wildesten Filme. „Zu gewalttätig oder zu sexy oder abgefahren oder einfach zu merkwürdig für

normale Spielzeiten in normalen Kinos.“ Aber der Abstand zur Leinwand, bei allem Sog, er bleibt nun bestehen. Am Ende geht das Licht an. Immer. Nach und nach werden die schwarzen Plastikplanen der Blackbox im Theater heruntergerissen und weggetragen.

Eine der Frauen stellt einen Popcornautomaten auf. Im Spotlight starren alle auf die kleine Glaskuppel gleißend im dunklen Raum. Inszeniert wie ein Altar. Bis es plopt. Das erste Mal, dann immer mehr. Süßlicher Duft wabert durch den Saal. Dabei wird weitergesprochen, doch jetzt ist es mehr und mehr eine Reflexion. Mit Abstand. Ja sicher, „es ist so gut, so schieß real.“ Und ja, „ich bin der Welt abhanden gekommen.“ ... wie die junge Frau zur verfremdeten Melodie eines der „Vier letzten Lieder“ von Gustav Mahler nach einem Gedicht von Rückert sagt.

Bis hierher bleibt unser realer Raum im Theater auch immer ein virtueller Raum. Es ist meiner Vorstellung überlassen, wie ich mir das Zimmer der jungen Frau dort in der Nacht vorstelle. Wie ich mir sie selbst vorstelle. Denn die Schauspielerin geht nicht in die Posen des Schmerzes, sie hockt nicht verkrümmt vor dem flackernden Bildschirm. Ihre Hände huschen nicht über die Tastatur und sie führen auch keine Maus. Ist die Badewanne, in der beide – Frau Schmerz und Frau Erlösung – irgendwann sitzen, real? Der wilde Tanz mitten im Raum, dieses Winden und Greifen, extatisch und laut? Und auch nicht das Ploppen der Popcornmaschine? Der aufblasbare Blauwal? Die Vögel, die den Morgen einzwitschern?

Zum Ende hin scheinen beide Spielerinnen die Rollen zu wechseln. Die Träumende, die Erinnernde, die Sehnsüchtige übernimmt die Initiative von der Schmerzgeplagten, Schlaflosen. Sie beginnt den Raum umzuräumen, richtet ihn neu aus. Die andere hilft ihr. Beide steigen aus ins Theater. Sie nehmen uns mit zurück – wohin eigentlich zurück? Sie platzieren die Zuschauer um, richtet ihren Blick neu aus. Sie ordnen. Nicht mehr Körper und Raum weisen den beiden Orte zu, sondern sie platzieren Körper im Raum und schaffen so einen Ort. Unversehens haben alle Popcornütten in der Hand und sehen in eine Richtung. Das ist Theater. Wir erleben eine Inszenierung, die uns die Realität der Inszenierung gönnt.

Die beiden Frauen stoßen drei raumhohe wandfüllende Türen auf. Die heilige Zahl drei. Vollkommenheit. Einheit in Vielfalt. Dreieinigkeit von Schöpfer, Mensch und Lebensatem. Wie Tempeltüren schlagen sie schwerfällig um. Ich brauche eine Weile. Ja, ich blicke auf die Straße hinter dem Theater. Dort bin ich vorhin entlang gegangen, als ich hierherkam. Von dort aus hat mich das Theater eingesogen und dann die Blackbox und dann die Stimme und dann der Text und dann die inneren Bilder aus dem virtuellen Raum. Ein Junge fährt auf einem Roller vorbei. Drei Jugendliche schlendern in die andere Richtung und grinsen uns an. Zwei Betrunkene mit ihren Bierflaschen bleiben kurz stehen. Eine Gruppe tätowierter Kerle. Kommen sie herein? Machen sie Ärger? Das ist echt da draußen und uninszeniert.

Also sitzen *wir* dort im Theatertempel und die Türen öffnen sich in die Wirklichkeit? Ist das wirklich die Wirklichkeit? Aus meiner Perspektive sieht es plötzlich ganz anders aus. Meine Welt ist nämlich die hier – in dieser aufgerissenen Theaterkiste – und die Türen öffnen sich zum Welttempel. Dort draußen, das ist das Innere des Tempels. „Gott strahlt von Weltlichkeit.“ So hat es Gottfried Keller in seinem „Grünen Heinrich“ formuliert.

Der Blauwal fliegt auf die Schwelle. Die beiden Frauen schauen mit uns hinaus. Springen oder nicht springen. Leben oder Sterben. Ich oder nichts. „Du wirst zu dem was du tust.“ sagt die junge Frau. Und sie entdeckt einen Unterschied. Einen Haarriss in der Sprache, durch den sie schlüpft und uns mitnimmt zurück ins wirkliche Leben: „Wir sind hier.“ Nein: „Wir sind da.“